



NICOLE BRAUN

Elsternblau

Kriminalroman

SPANNUNG

GMEINER



NICOLE BRAUN

Elsternblau

HERZLOS Aus heiterem Himmel sterben einige alte Bergarbeiter in Wickenrode an Herzversagen. Als Landarzt Edgar Brix eine Fotografie findet, die die Pensionäre in der Reihenfolge ihres Ablebens zeigt, kommen ihm Zweifel an der Todesursache, die er selber diagnostiziert hatte. Erklären die Untersuchungsergebnisse des Grundwassers, die von den Behörden unter Verschluss gehalten werden, die seltsamen Todesfälle oder mordet hier jemand mit System? Mit ihren Nachforschungen treten Landarzt Brix und Pensionär Schneider einigen Behördenvertretern mächtig auf die Füße. Der Wirbel, den sie veranstalten, ruft wieder einmal Kommissar Matthias Frank auf den Plan, der von den Alleingängen endgültig genug hat. Edgar Brix steht mit seinem Verdacht allein da und selbst Albrecht Schneider findet seine Serienmordtheorie abenteuerlich. Bis er einsehen muss, dass auch für ihn die Luft langsam dünn wird, denn der letzte Überlebende auf dem Foto ist er selber.



Nicole Braun wurde 1973 in Kassel geboren und ist beruflich schon in einige Rollen geschlüpft: Tischlerin, Dozentin oder Betriebswirtin. Die Liebe zum Schreiben hat alles überdauert. Die Autorin lebt in der geschichtsträchtigen Region zwischen Meißner und Kaufunger Wald und selbstverständlich spielen auch ihre Krimis vor dieser märchenhaften Kulisse. Dort durchstreift sie mit ihren Hunden den Wald, auf der Suche nach Inspiration für mörderische Geschichten und düstere Tatorte. Wenn sie nicht an einem Krimi arbeitet, gibt sie Workshops für kreatives Schreiben und singt als Frontfrau einer Coverband.

Bisherige Veröffentlichungen im Gmeiner-Verlag:
Heimläuten (2016)

NICOLE BRAUN

Elsternblau

Der zweite Fall für Edgar Brix

SPANNUNG

GMEINER



Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2017 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 075 75 / 20 95 - 0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
1. Auflage 2017

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd
Herstellung: Mirjam Hecht
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Fotos von: © Butterfly Hunter/shutterstock.com
Druck: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8392-5293-2

Personen und Handlung sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

WICKENRODE, MÄRZ 1945

»Melde: der Fasshauer kricht schon wieder 'nen Koller!«

Steiger Manfred Kuhfuß salutierte zackig und stand stramm wie eine Eins. Gott sei Dank hielt der Helm auf dem Kopf vom Kollegen Fasshauer den hämmernden Schlägen gegen die Grubenwand stand.

Obersteiger Friedrich Lenz wunderte sich gerade einmal die Dauer eines Wimpernschlages über die seltsame Art der Meldung und verfolgte ungerührt, wie Georg Fasshauer mit dem Kopf gegen die Grubenwand schlug. So etwas brachte Lenz schon seit Längerem nicht mehr aus der Fassung. Unter normalen Umständen nahm er sich hier im Berg nicht viel Zeit für Grübeleien; es mussten Entscheidungen getroffen werden, erst recht, wenn einer durchzudrehen drohte. Doch was war schon normal in diesen Tagen? Er schüttelte resigniert den Kopf. Mehr als einmal hatte er den Herrn Baron darauf hingewiesen, dass es keine gute Idee sei, Georg Fasshauer wieder unter Tage einzusetzen. Doch als Lenz zuletzt einen geeigneteren Einsatzort für den Kriegsversehrten forderte, hatte der Bergwerkseigner seine Bedenken in den Wind geschlagen.

»Da hat sich der Mann um das Vaterland verdient gemacht, und dann soll ich ihn in die Schreibstube abschieben, nur weil er nicht mehr ganz intakt ist?«,

hatte der Herr Baron in der ihm eigenen etwas gestelzten Sprache zu seinem Obersteiger gesagt.

Das war nun das Ergebnis. Der Fasshauer konnte unmöglich alleine aus dem Stollengewirr über Tage gehen, und Lenz musste schleunigst eine Entscheidung treffen, um den verwirrten Kerl aus dieser misslichen Lage zu befreien.

In den letzten Monaten verließen mehr zitternde Männer den Schacht als volle Loren. Friedrich Lenz war entnervt. Alles, was sich noch auf den Beinen halten konnte, musste ran in diesen Tagen. Die jungen kräftigen Männer waren an der Front oder tot. Eine Schande, diese Verschwendung.

Lenz starrte auf seinen Grubenplan. Jetzt hockte er hier, mit Greisen, die kaum noch aufrecht gehen konnten, oder Grünschnäbeln, die sich bei der kleinsten Gelegenheit in die Hosen machten, und sollte retten, was zu retten war. Jeden Tag standen absurdere Fördermengen auf seinem Plan, dabei schaffte er mit den frontuntauglichen Männern kaum noch die Hälfte. Allenthalben Gejammer, es reiche vorn und hinten nicht. Die Leute erfroren in ihren Häusern, während die Schornsteine der Fabrik im nahen Hirschhagen das kostbare schwarze Gold sinnlos in die Luft pusteten. Und wofür? Für Sprengstoff und Bomben, die nur noch mehr Leid brachten, nur noch mehr Tote und Witwen und Waisen. Friedrich Lenz war es so leid. Doch es half nichts: Jeden Morgen ein aufmunterndes Nicken des Herrn Baron zu Schichtbeginn musste genug sein, um einen weiteren Tag in diesem finsternen Loch zu überstehen.

Lenz wischte die trüben Gedanken beiseite. In einer Stunde wäre die Schicht der »alten Knochen«, wie die

Konradi in der Schichteinteilung scherzhaft zu sagen pflegte, ohnehin beendet. »Du, der Möller, der Luscek und der Fasshauer, ihr verlasst den Stollen.«

Er ertete einen dankbaren Blick von Manfred Kuhfuß, der schon seit Stunden die Schaufel, mit der er die Kohle in die Lore schippte, kaum noch zu heben vermochte.

Friedrich Lenz fürchtete, seine Großzügigkeit noch zu bedauern. »Tut mir nur den Gefallen und drückt euch bis Schichtende irgendwo hinter dem Lorenlager rum. Hauptsache, der Grubenleiter sieht euch nicht, bevor die Schicht rum ist, sonst kann ich mir wieder was anhören.«

»So wird's getan!« Manfred Kuhfuß salutierte erneut. »Glücke uf, Herr Obersteiger!«

Nur noch Verrückte, dachte Lenz. Dieser Krieg war mit Sicherheit verloren.

Georg Fasshauer schlug noch immer mit dem Helm gegen die Wand, bis Gustav Möller ihn fest unterhenkelte und ihn unsanft in eine Lore schubste.

Lenz sah zu, wie die vier Männer in Richtung Stollenmund verschwanden, dann senkte er den Blick im schummrigen Licht der Karbidlampe über die Pläne der Stollenanlage.

Der letzte Abschnitt, den sie in aller Eile in den Hirschberg getrieben hatten, war allenfalls unzureichend gesichert, das hatte er dem Herrn Baron schon mehrfach mitgeteilt und beim letzten Mal sogar auf einer Aktennotiz bestanden. Doch noch nicht einmal der einflussreiche Bergwerkseigner war in der Lage, sich gegen den Druck der Heeresleitung zu wehren, und beugte sich den unmöglichen Forderungen, die ohne Skrupel täglich weitere Verluste in Kauf nahmen. Erst vor zwei Wochen war ein Kumpel ums Leben gekommen, als ein Stollen-

ende einbrach. Doch was galt schon ein alter Bergarbeiter, während an der Front Abertausende ihr Leben ließen? Lenz starrte verzweifelt auf die Pläne. In diesen Tagen war Braunkohle mehr wert als ein Menschenleben, und sogar die edlen Vorsätze des Barons hatten gelitten. Immerhin steckte an dessen Revers noch immer kein Abzeichen der Partei, und das rechnete Friedrich Lenz ihm hoch an.

Er wischte sich schwarzen Schweiß aus dem Gesicht, rückte den Helm gerade und studierte weiter die Pläne.

Der flackernde Atem von Georg Fasshauer beruhigte sich, als die ersten Sonnenstrahlen am Ende des Stollens auftauchten.

Gustav Möller hatte sich redlich bemüht, ihn aus dem Berg zu schleifen, und so krochen die vier Männer wie die Maulwürfe aus dem Schatten des Stollenmundes. Endlich standen sie blinzelnd im grellen Licht eines klirrenden Märztages. Sie verharrten den Moment, bis das Tanzen der Sonnenflecken vor ihren Augen nachließ.

Obwohl sie alle nichts lieber getan hätten, als raus aus den Arbeitsklamotten, in der Waschkau den Staub aus dem Gesicht waschen und ab nach Hause, hielten sie sich an die Anweisungen des Herrn Obersteiger. Sie hielten den Lenz zwar für einen studierten Schnösel, aber er hatte sich ihren Respekt verdient, denn er tat jeden Tag aufs Neue sein Möglichstes, um alle Kumpel heil bis Schichtende durchzubringen. Jeder, der nur einen kurzen Blick auf die lahmen und krummen Kerle werfen konnte, die sich da tagtäglich in mehreren Schichten in den Stollen quälten, wusste dass die Braunkohle vom Hirschberg nicht mehr kriegsentscheidend war. Und

Friedrich Lenz sprach diese Tatsache, so oft es ihm möglich war, aus, auch wenn er damit nicht das Geringste änderte. Und deswegen taten sie ihm den Gefallen und verzichteten nun schweren Herzens darauf, ihre müden Knochen auf dem kürzesten Weg nach Hause zu schleppen.

Georg Fasshauer stöhnte unter dem kräftigen Druck von Gustav Möllers Armen. Die Kriegsverletzung an der Schulter schmerzte.

»Kann ma jemand anfassen? Hä wird alszus schwerer.«
Der Möller ging ganz schief unter der Last.

»Kommt, wir setzen uns hinnern Schuppen. Da sieht uns kinner. Es hot nit zufällig einer ein Kartenspiel einstecken?«, fragte Manfred Kuhfuß.

Piotr Lushek zog einen zerfledderten Stapel Karten aus seiner Brusttasche: »Aaber natierrlich. Ist immer bei Piotr in die Daasche.«

»Na, was ein Glücke. Da können wir die Stunde gut rumbringen, was?«, mischte sich Gustav Möller ein.

Hinter einem überdachten Lagerplatz fanden die Männer ein geschütztes Plätzchen und ließen sich ächzend nieder. Ein altes Fass war schnell herangerollt. Die verbeulte Unterseite gab einen hervorragenden Spieltisch ab.

Piotr Lushek teilte die Karten aus, während Manfred Kuhfuß sich dazu durchrang, den Inhalt seines Flachmanns mit Georg Fasshauer zu teilen. Er musste bemerkt haben, dass der die Karten vor Zittern kaum festhalten konnte. Vorsichtig flößte er ihm einige Schlucke ein.
»Geht's widder?«

Fasshauer atmete tief durch, dann sagte er: »Ich weiß auch nit, was da über mich kimmet. Aus heiterem Himmel wird alles schwarz, und ich honn das Gebrüll vom

demm Flackgeschütz in den Ohren, als stünd ich geradewegs daneben.«

Gustav Möller schaute ihn mitleidig an. »Kannst froh sinn, dass de heile uss Minsk russgekommen bist. Damitte hättste nit ernsthaft rechnen dürfen.«

Alle Männer nickten und ihre Minen verfinsterten sich. Jeder von ihnen kannte einen, der nicht nach Wickenrode heimkehrte, als die britischen Bomber ohne Vorwarnung Kassel in Schutt und Asche legten.

Piotr Luscek unterbrach das betretene Schweigen »Häärz liegt auf. Guustav, du bist draan.«

Gustav Möller warf einen Blick auf sein Blatt und zog die Lippen kraus. Er hielt inne, senkte die Karten und schaute die drei anderen Männer an. »Hobt ihrs au gehört, dass de Amis schon kurz vor Melsungen stehen? Wartet's ab, kinne paar Wochen und die machen hier alles platte.«

»Biste sicher? In der Wochenschau honn se gesprochn, dass die Front gehalten wird und wir de Amis noch als-zus zurükeschlagen.«

Drei Augenpaare wanderten zu Manfred Kuhfuß und sahen ihn an, als habe er den Verstand verloren.

Gustav Möller sagte: »Spreche moh, biste jetzte auch demm Wahnsinn anheim gefallen? Das ist doch alles nur dummes Geschwätzer. Mir können dankbar sinn, wenn die Amis um unser kleines Dorfe 'nen großen Bogen machen, weil es hier nichts zum holen gibbet.«

Piotr Luscek nickte. »Goott sei Daank kommen die Amerikaner und niicht die Ruussen.«

Georg Fasshauer zuckte zusammen. Immer wenn er »Ruussen« hörte, fiel es ihm schwer, nicht in diesen Zustand abzutauchen, der ihm die Erinnerung erträglich

machte. Wenn das Dröhnen in seinem Schädel die Qual der Erinnerung übertönte, beruhigte das auf seltsame Weise seine Nerven. Gegenwehr war zwecklos – ein winziger Auslöser, und sein Kopf wurde geradezu magisch von allem angezogen, was hart genug war, um die Gedanken zum Schweigen zu bringen. Eingeschlossen im Stollen genügte der Hauch von Staubgeruch, so wie er ihn im Schützengraben in der Nase gehabt hatte, als um ihn herum die Bomben einschlugen, während das unerträgliche Geschrei der Kameraden erstarb. Neben ihm landeten die abgerissenen Körperteile wie Schneeflocken, als ein Splitter sich in seine Schulter bohrte und nur um Haaresbreite die Lunge verfehlte. Die folgenden Wochen im polnischen Lazarett waren ein Zuckerschlecken verglichen mit der Front, aber noch immer war er umgeben vom Gewimmer der Verletzten. Es wimmelte von Läusen und Wanzen, und der Gestank von faulendem Fleisch hing ihm seitdem in der Nase. Seit seiner Rückkehr hatte er keine Metzgerei mehr betreten, ohne dass ihm speiübel geworden wäre. Er schüttelte sich und warf einen sehnsüchtigen Blick auf den Flachmann vom Kuhfuß, doch der hatte mittlerweile die Runde gemacht und war leer.

»Du bist!«, holte ihn Gustav Möller aus den trüben Gedanken.

Ohne lange zu überlegen, legte Georg Fasshauer wahllos eine Karte auf den Stapel. »Spreche moh, Piotr, du bist doch selber aus dem Osten. Musst du nit zu deinen Landsleuten halten?«

Der Luschek schüttelte den Kopf. »Daas sind nicht meine Landsleute. Daas sind Schlächterr in Uunifoorm. Besserr die Amerikaner. Die haaben wenigstens Schookolade.«

SCHOKOLADE. Die bloße Erinnerung erzeugte ein Quartett aus knurrenden Mägen. Gustav Möller zog eine Blechbüchse aus seinem Rucksack und warf einen skeptischen Blick hinein. Zwischen zwei dünnen Brotscheiben glänzte eine Schicht guter Butter. Dieser Tage mehr, als er beim Blick in die Brotdose erwarten durfte. Er biss in das trockene Brot und kaute gelangweilt darauf herum.

»Wie lange müssen wir dann noch hier rumhocken? Ich will endlich uss denn Klamotten raus un heim«, beschwerte sich Georg Fasshauer. Sein Kopf bedankte sich für die Schläge gegen die Grubenwand mit einem dröhnenden Schmerz. Ganz gleich, wie sonnig dieser Märztag auch daherkam, hier im Schatten des Lorenlagers zog es wie Hechtsuppe. Die Kälte war ihm bereits unter die feuchte Kleidung gekrochen und er schlug die Arme um den Körper.

»Noch eine Runde Karten, dann können wir uns langsam onne machen.« Gustav Möller erntete allenthalben Zustimmung, und Piotr Lushek mischte erneut die zerfledderten Karten.

Während die Männer noch ihre Blätter auf der Hand sortierten, hob Georg Fasshauer den Kopf und sah sich um. Etwas bereitete ihm Unbehagen. Seine Augen tasteten nun schon zum wiederholten Mal den mannshohen Stahlzaun ab, der das das Bergwerksgelände umgab und auch das Lorenlager vom dichten Wald trennte. Jenseits des Zauns warfen die Bäume dunkle Schatten, sodass sein Blick bereits das dritte Mal über dieselbe Stelle gegliitten war, bevor eine winzige Bewegung ihn verharren ließ.

Er musste sehr genau hinsehen, dann erst erkannte er, was ihn so irritiert hatte: Zwei Augenpaare fixierten die Männer von der anderen Seite des Zaunes und beobach-

teten sie regungslos. Er stieß seinen Ellenbogen in die Seite von Gustav Möller, ohne den Blick von der Stelle am Zaun abzuwenden, von wo aus die vier Männer beim Kartenspiel beobachtet wurden.

Gustav Möller nahm die Spannung wahr, die von Georg Fasshauers Körper Besitz ergriffen hatte, und folgte ohne weitere Aufforderung seinem Blick. Piotr Lushek und Manfred Kuhfuß bemerkten, dass die beiden zum Zaun sahen, und drehten nun ebenfalls ihre Köpfe.

Scheinbar endlose Sekunden vergingen so. Die Männer starrten auf die beiden zerlumpte Gestalten, deren Finger sich dürr wie Reisig um das Zaungitter klammerten. Auf den rasierten Schädeln sprossen dunkle Haare, und aus den abgemagerten Gesichtern schauten riesige Augen aus tiefen Höhlen. Unwirklich wie Gespenster standen die zwei am Zaun, als die ältere der beiden ein Wort hauchte, das sich mit einer Nebelschwade in der kalten Märzluft verlor. Obwohl die Worte nicht bis zu Georg Fasshauer vordrangen, verriet der helle Klang ihrer Stimme, dass es sich um eine Frau handelte, auch wenn sonst nichts an ihrem ausgemergelten Körper in der Sträflingskleidung darauf schließen ließ. Noch einmal hauchte sie, nun etwas lauter, ein unverständliches Wort und ruckelte vorsichtig an dem Zaungitter, während sie sich hektisch umblickte.

Gustav Möller tauchte als Erster aus der Starre auf: »Wos spricht's?«, wisperte er zu Piotr Lushek.

»Ist kein Rruusisch und kein Boolnisch. Ich verreste nicht.«

Die Männer sahen sich der Reihe nach an. Längst hatten sie alle die Karten abgelegt und sich zu den Frauen am Zaun umgedreht.

»Was solln wir denn jetzte machen?«, wisperte Manfred Kuhfuß so leise in die Runde, als habe er Angst, dass die Frauen, die bestimmt 30 Meter entfernt standen, ihn hören könnten.

Wieder wechselten die Blicke von einem Mann zum anderen, als die Frau am Zaun, nun jedoch deutlich hörbar, in die Richtung der Männer rief: »Heelfen, biitte«.

Georg Fasshauer erhob sich und ging einen Schritt auf die beiden zu, während die übrigen Männer stocksteif sitzen blieben und die Frauen anglotzten. Bereits nach wenigen Metern verharrte er und lauschte. Auch die ältere der beiden Frauen sah sich hektisch um.

Aus der Ferne gellten Geschrei und Hundegebell.

Georg Fasshauer ging noch einen weiteren Schritt auf die Frauen zu, doch da hatte die Ältere die Jüngere bereits am Kragen gepackt und davon gezogen. Das Mädchen stolperte völlig entkräftet hinterher. Als er bemerkte, dass beide Frauen barfuß waren, hatte sie das Dunkel des Waldes fast schon verschluckt. Er drehte sich zu den anderen Männern um und kratzte sich am Kopf. »Was machen wir denn jetzte?«

Manfred Kuhfuß guckte verständnislos. »Wos willstest denn da machen?«

»Na hinnerher! Vielleicht gibbets ja noch was zu tun, bevor die über den Haufen geschossen werden.«

»Willstest selber erschossen werden? Du host wohl'n Dachschaten!« Der Kuhfuß war aufgesprungen. Er schaute so unerbittlich drein, als verhinderte er zur Not auch mit Gewalt, dass der Fasshauer eine Dummheit beging.

Doch das erwies sich als unnötig: Im nächsten Augen-

blick hallten Gewehrsalven durch die Bäume. Die Männer zuckten zusammen.

Georg Fasshauer war kein Haarbreit davon entfernt, wieder in den Zustand abzutauchen, aus dem er gerade erst aufgetaucht war. Das war unerträglich. Er hatte das Bild förmlich vor Augen, wie die beiden Frauen von Gewehrkugeln getroffen durch die Luft flogen, weil ihre dürren Körper der Wucht der Geschosse nichts entgegensetzen hatten. Er presste die Hände auf die Ohren und schüttelte wie wild den Kopf: »Nein, nein ...«

Dieses Mal war es Piotr Luscek, der aufstand und ihn drückte wie einen kleinen Jungen. »Ist guut. Alles ist guut.«

»Aber wir können doch nicht hier sitzen und nichts tun.« Georg Fasshauer hatte den Luscek abgeschüttelt und starrte die Männer auffordernd an.

»Was willstest denn tun? Setz dich hin und sei stille. Oder willstest etwa vor der Wachmannschaft strammstehen?«, sagte Manfred Kuhfuß.

Georg Fasshauer schüttelte den Kopf. Auf eine Unterhaltung mit der SS konnte er gut verzichten. Womöglich hätte man sie noch der Fluchthilfe verdächtigt. »Die waren doch aus Hirschhagen, oder?«

»Ja sicher. Wo sollen die denn sonst her sinn? Und jetzt halt die Klappe und tu wenigstens so, als ob du Karten spielst«, sagte Gustav Möller wütend und zog Georg Fasshauer und den Luscek an den Ärmeln zurück zu ihrem Sitzplatz am Lorenlager.

Er behielt Recht. Wenige Augenblicke später schob sich ein Trupp aus fünf Männern in SS-Uniform durch den Wald auf den Zaun zu. Zwei von ihnen führten Schä-

ferhunde, die kaum zu bändigen waren. Die Tiere winselten voller Jagdfieber und sprangen an das Zaungitter.

»Heil Hitler!«, salutierte einer der Uniformierten.
»Sind hier gerade zwei Frauen vorbeigekommen?«

Georg Fasshauer schöpfte Hoffnung. Wenn er noch danach fragte, hatten die Schüsse die Frauen vielleicht verfehlt. Er stand erneut auf und ging ein paar Schritte auf den Zaun zu, die Anspannung der Kumpel hinter seinem Rücken lag wie eine Last auf seinen Schultern. Sag jetzt bloß nichts Falsches, dachte er bei sich und hätte geschworen, dass die anderen genau dasselbe dachten. Er hob lahm den Arm zum Gruß und nuschte: »Hi Htler«. Gott, wie er sich dafür hasste, wenn er das tat, aber was blieb ihm übrig? »Wir honn niemanden gesehen. Was ist dann lose?«, fragte er so unbeteiligt wie möglich.

»Beim letzten Zählen vor dem Abtransport fehlten Häftlinge.«

»Abtransport?« Georg Fasshauer konnte sich die Frage nicht verkneifen.

»Wir räumen Hirschhagen, und die gehen nach Buchenwald.« Der junge SS-Mann spuckte neben sich auf den Waldboden.

Georg Fasshauer war schockiert: Der Schnösel hätte sein Sohn sein können und redete von den Häftlingen wie von Vieh. Nach Buchenwald, dachte er. Vielleicht wäre es für die Frauen besser, gleich hier, an Ort und Stelle, erschossen zu werden, das wäre doch weniger grausam als ..., er brach den Gedanken ab. »Was heißt: Sie räumen?«

»In drei Tagen muss die komplette Fabrik evakuiert sein«, entgegnete der Uniformierte zackig.

Bevor Georg Fasshauer noch eine Frage anschließen

konnte, kamen drei weitere Männer in Uniform aus dem Dickicht gelaufen. »Hier entlang!«, brüllte einer. »Sie sind da lang!«

Ohne Gruß verschwanden die Männer mit den Hunden so schnell im Wald, wie sie aufgetaucht waren. Noch einige 100 Meter weit konnten die Kumpel das Getrampel der Stiefel und das Gebell der Hunde hören, dann wurde es still.

In die Stille hinein schallten erneut Gewehrsalven.

Georg Fasshauer drehte sich traurig um. »Das war's wohl«, sagte er, während er mit hängenden Schultern zu den anderen zurückging.

Die hatten die Unterhaltung nur bruchstückhaft mitverfolgen können und schauten ihn neugierig an.

»Die räumen Hirschhagen«, wiederholte er. Er mochte selber noch nicht glauben, dass der riesige Komplex in drei Tagen mit Mann und Maus verlassen sein sollte.

Manfred Kuhfuß schien es nicht anders zu gehen: »Wie jetzt? Die räumen die ganze Fabrik? Und die Lager?«

»Und die Lager. Die beiden Frauen honn beim Zählappell vor dem Abtransport nach Buchenwald gefehlt.«

»Nach Buchenwald?«, wisperte Gustav Möller.

Georg Fasshauer nickte. Es bedurfte keiner weiteren Worte.

»Aber es is doch nit möglich, dass die ganzen Gefangenen mit Zügen abtransportieren. Nit in drei Tagen. Das ist schlichtweg nit möglich.« Manfred Kuhfuß schaute noch immer völlig ungläubig drein, als erwarte er, dass ihm jeden Augenblick jemand mitteilte, man habe ihm einen Bären aufgebunden.

»Ich honn au keinen Schimmer, wie se das anstellen wolln«, dachte Gustav Möller laut.

Georg Fasshauer hatte seinen Platz in der Runde wieder eingenommen und sagte tonlos: »Ich weiß, wie se das hinnekriegen.«

Alle sahen ihn stumm an.

»Die jagen die zu Fuß in die Arme der Angreifer. Wer's schafft, hat Glücke gehabt, der Rest verreckt unnerwe-jens. So honn sie es bei der Räumung von Majdanek au gemacht.«

»Waarst du etwa dabey?«, fragte Piotr Lushek.

»Ne.« Georg Fasshauer schien nach Worten zu suchen. »Uf dem Heimmarsch durch Polen stapelten sich die Leichen rechts und links des Weges. Host ja die zerlumpten Gestalten gesehen, die kommen doch nit weit, erst recht jetzte bei der Kälte. Erschedemoh die Lager leer honn und die Beweise vernichten. Ich sprech's dir, es dauert keine 24 Stunden, da findest du in keinem Haus mehr auch nur den Fitzel einer braunen Uniform.«

Gustav Möller packte seine Brotbüchse weg. »Ich glaub, mer honn jetzte lange genug gewartet und solltn zusehen, dass mer heimkommen. Ich könnt mir vorstellen, dass sich die Neuigkeiten schon rumgespröchen honn.«

Die vier stimmten den Vorschlag durch einen kurzen Blickwechsel ab, und Piotr Lushek sammelte die Karten ein. In angemessen bedrückter Stimmung machten sie sich auf den Weg Richtung Waschkaue.

Ihr Weg kreuzte den der Kumpel von der Spätschicht.

Einer von ihnen, Albrecht Schneider, blieb stehen. »Ihr seid aber früh dran heute. War was los?«

Die Männer sahen sich nacheinander an. Gustav Möller gab den anderen Dreien mit einem Handwedeln zu verstehen, dass sie schon vorausgehen sollten, dann ant-

wortete er: »Nö, alles wie immer. Mir sind früher ruff, weils dem Fasshauer nit besonnersd gut ging.«

Georg Fasshauer deutete zur Erklärung mit dem Zeigefinger auf seinen Helm, dann wurde er vom Kuhfuß weiter gezogen.

Möller sagte noch etwas zum Albrecht Schneider, aber Georg Fasshauer war bereits außer Hörweite. Kurz vor der Waschkaue drehte er sich noch einmal um und sah, wie der Möller dem Albrecht Schneider etwas ins Ohr flüsterte, was diesen sichtlich verwirrte. Doch ganz egal, was es war, er hatte genug für diesen Tag. Ihn zog es nur noch nach Hause zu seiner Emmie und einer Riesenportion Steckrübensuppe.

Albrecht Schneider blieb verwirrt zurück. Was war denn in den Möller gefahren? Im Verteilen guter Ratschläge war der doch sonst nicht so freigiebig.

»Die Amerikaner stehn vor Melsungen, und die räumen schon Hirschhagen. In allerspätstens drei Tagen sin die hier. Frag den Söder, der wirts dir uss erster Hand sprechen«, hatte er Albrecht ins Ohr geflüstert und sich verschwörerisch umgeschaut.

Albrecht Schneider blieb nichts übrig, als erstaunt zu tun, dabei wusste er ganz genau, wovon der alte Möller sprach: »Wieso? Was soll der Söder wissen?«

»Mach es, wie de meinst, aber denk dran: Wenn der Kriech vorbei is, is des Nazischwein immer noch dinn Nachbar.« Mit diesen Worten ließ er Albrecht Schneider stehen und eilte den vorausgegangenen Männern bis zur Waschkaue hinterher. Der sah ihm nach und überlegte, ob die Umstände einen akuten Anfall von Unwohlsein rechtfertigen konnten, doch dann fiel ihm ein, dass

es trotz dieser Nachrichten nichts gab, was er hätte tun können. Es gab in der Tat Leute im Dorf, die sich weitaus mehr Sorgen über die bevorstehende Ankunft der Amerikaner machen sollten als er. Der Söder zum Beispiel. Zwar hatte man schon so viel gehört von Plünderungen und abgebrannten Höfen. Aber fliehen? Womöglich Fiona und Katharina in Sicherheit bringen. Vor seinem geistigen Auge sah er ausgehungerte Soldaten durch das Dorf ziehen, und es grauste ihn beim Gedanken an seine halbwüchsigen Töchter. Albrecht Schneider fiel kein Ort ein, der sicherer sein konnte als das bisher vom Krieg verschonte Wickenrode. Ihm blieb nicht viel Zeit, länger über die Unterhaltung mit Gustav Möller nachzudenken. Ein auffordernder Pfiff der wartenden Kumpel riss ihn aus den Gedanken: die Schicht ging immer geschlossen unter Tage oder gar nicht.

Er packte seinen Helm und die Thermoskanne und machte sich auf die Socken, überaus neugierig, was der Herr Obersteiger Lenz wohl zu den Neuigkeiten zu sagen hatte.

1964

KASSEL, ANFANG OKTOBER

»Wenn Sie in Hirschhagen ein Problem haben, kümmern Sie sich doch gefälligst ...« Mitten im Satz hielt Oberregierungsrat Wendelin Koch inne. Er guckte Fiona Schneider erschrocken an und schob fahrig einige Zettel unter einen Papierstapel.

Fiona Schneider hätte bemerken müssen, dass das, was sie zufällig durch den Türspalt gehört hatte, nicht für ihre Ohren bestimmt war, denn Wendelin Koch ließ den Satz unbeendet, während sie zögernd im Türrahmen stehen blieb. Nachdem er sich nicht rührte, stöckelte sie zielstrebig auf ihren Pfennigabsätzen, mit wippendem Haar und einem Stapel Akten unter dem Arm, in das Büro. Sie passierte einen Herrn im grauen Anzug, den sie in der Behörde noch nie gesehen hatte.

Eine peinliche Pause entstand. Sie wartete darauf, dem Unbekannten vorgestellt zu werden, aber aus irgendeinem Grund hatte Wendelin Koch es plötzlich sehr eilig, seinen Besucher zu verabschieden. Er übergang diese höfliche Formalität und schob den Mann mit festem Griff am Ellenbogen geradewegs zur Tür.

Dem blieb gerade einmal die Zeit für ein knappes Nicken in Richtung Fiona, bevor die Tür hinter seinem Rücken ins Schloss fiel.

Dann erst widmete Wendelin Koch ihr seine Aufmerksamkeit: »Was kann ich denn für Sie tun, Fräulein Schneider?«

»Ich habe hier die angeforderten Akten aus dem Archiv. Stellen Sie sich vor, die waren allesamt falsch abgelegt. Wenn wir nicht zufällig einmal die Aktenzeichen auf Zahlendreher verglichen hätten, wären wir noch tagelang am Suchen gewesen und ...«, kaum hatte Fiona Anlauf genommen, sich ordentlich in Rage zu reden, als sie auch schon wieder unterbrochen wurde.

»Jaja, legen Sie sie dort hin.« Geistesabwesend deutete Wendelin Koch auf eine beliebige Stelle auf dem Schreibtisch. »Das klären wir später mit dem Archivar.«

Fiona überlegte, ob sie diese Angelegenheit auf sich beruhen lassen konnte. Mit Mühe schluckte sie ihren Unmut hinunter und entschied sich dafür, das Gespräch zu vertagen. Sie arbeitete jetzt seit knapp zwei Jahren im Regierungspräsidium für Oberregierungsrat Koch und wusste genau, wann ein Zeitpunkt günstig war, um sein Gehör zu finden; im Augenblick war es offensichtlich nicht der Fall. Sie platzierte die Akten sorgsam auf dem Schreibtisch, an dem Wendelin Koch bereits wieder Platz genommen hatte.

Vertieft starrte er auf einige Schreiben auf seinem Arbeitsplatz. Sie trat neben dem Schreibtisch unsicher von einem Fuß auf den anderen und strich sich verlegen das Kleid glatt.

Erst nach einer Weile blickte Koch von seinen Akten auf. »Ist noch etwas?«, fragte er barsch.

Seine grundlose Übellaunigkeit brachte Fiona aus dem Tritt. »Die, ähm, die Unterschrift.« Sie deutete zaghaft auf den Entnahmeschein des Archivs, der zuoberst auf

dem Aktenstapel lag. »Sie müssen noch den Empfang quittieren.«

Fahrig kritzelte Koch seine Unterschrift auf den Zettel und schob ihn unwirsch in ihre Richtung.

»Gut, wenn dann nichts mehr ist, würde ich wieder ...« Sie deutete mit dem Zeigefinger zum Ausgang.

Koch würdigte sie nicht einmal eines Blickes.

Sie ließ sie den Satz unvollendet und versuchte, so leise es ihre Pfennigabsätze zuließen, auf dem Eichenparkett Richtung Tür zu gehen.

Noch bevor sie die Klinke hinuntergedrückt hatte, stockte sie und drehte sich um. Sie wusste selber nicht genau, welcher Teufel sie in dem Augenblick ritt, aber bevor sie sich auf die Zunge beißen konnte, war es auch schon aus ihrem Mund geplumpst: »Was ist denn in Hirschhagen?«

Während die Worte auf dem Weg in das Ohr von Oberregierungsrat Koch waren, hallte in Fionas Kopf bereits die strenge Stimme ihres Vaters wider: »Fi! Erst denken, dann reden!« Doch ihr Vater war ja nicht da, und insgeheim wusste Fiona, dass es sich auch Albrecht Schneider nicht hätte nehmen lassen, selber noch einmal nachzufragen. Nicht, wenn ihm erst das Stichwort »Hirschhagen« durch den Türspalt zu Ohren gekommen, und er anschließend Zeuge dieser seltsamen Situation mit dem fremden Herrn im grauen Flanell geworden wäre.

Die Zeit, die die Worte brauchten, um durch den Raum bis zu Wendelin Koch vorzudringen, war längst verstrichen, doch der machte keine Anstalten, darauf zu reagieren, und Fiona begann zu zweifeln, ob er sie verstanden hatte. »Ich habe vorhin gehört, dass Sie über Hirschhagen gesprochen haben.«